

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

⊗ | KRÜGER



Cecelia Ahern

# Die Liebe deines Lebens

Roman

Aus dem Englischen von  
Christine Strüh

 | KRÜGER



Erschienen bei FISCHER Krüger

2. Auflage Oktober 2013

Die Originalausgabe erschien 2013  
unter dem Titel ›How to Fall in Love‹  
im Verlag HarperCollins, London  
© Cecelia Ahern 2013

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2013

Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-8105-0151-6

Die Straßen von Dublin waren sehr still an diesem Sonntagabend im Dezember, und es war bitterkalt, als ich vom Wellington Quay zur Ha'penny Bridge ging. Die Ha'penny Bridge, offiziell als Liffey Bridge bekannt, war eine der populärsten Sehenswürdigkeiten Dublins, eine Fußgängerbrücke über den River Liffey, die den Norden der Stadt mit dem Süden verband. Der Name stammte aus der Zeit, als die Brücke erbaut wurde, denn damals, im Jahr 1816, war für die Überquerung ein Brückenzoll von einem halben Penny erhoben worden. Vor allem bei Nacht, wenn die drei dekorativen Laternen den Weg erhellten, aber natürlich auch bei Tag war die alte Bogenbrücke mit den schmiedeeisernen Geländern ein bezaubernder Anblick. Ich hatte diese Stelle ausgesucht, weil ich für meinen College-Abschluss in Wirtschaft und Spanisch ein Jahr in Spanien hatte verbringen müssen. Ich erinnere mich nicht mehr, wie nahe wir uns als Familie waren, bevor Mum starb, aber ich erinnere mich noch gut, wie wir danach zusammenrückten, und ich weiß noch, wie undenkbar es in den Jahren danach schien, dass einer von uns jemals den Schoß der Familie verlassen würde. Als ich mit dem College anfang, wusste ich, dass das Erasmus-Programm eine unvermeidliche, unumgängliche Realität war, und zu diesem Zeitpunkt spürte ich den überwältigenden Drang, die Familienbande zu durchtrennen und die Flügel auszubreiten. Sobald ich jedoch in Spanien war, wusste ich, dass es ein Fehler war – ich weinte dauernd, konnte nicht essen, nicht schlafen und mich kaum auf das Stu-

dium konzentrieren. Ich hatte das Gefühl, als wäre mir das Herz aus der Brust gerissen worden und zu Hause bei meiner Familie geblieben. Mein Dad schrieb mir jeden Tag, witzige Gedanken über seinen Alltag und den meiner Schwestern, die meine Stimmung aufhellen sollten, aber lediglich mein Heimweh befeuerten. Aber eine Postkarte half mir, mich für einen Moment aus meinem chronischen Heimweh herauszureißen. Ich war immer noch in der Fremde, aber ich konnte wenigstens funktionieren. Auf dieser Postkarte sah man die Ha'penny Bridge, bei Nacht, mit der bunt erleuchteten Dubliner Skyline im Hintergrund, die sich im Wasser der Liffey spiegelte. Das Bild hatte mich verzaubert, ich schaute mir die fröhlichen Menschen an, versuchte ihnen Namen zu geben und Geschichten für sie zu erfinden, überlegte mir, wo sie wohl hingingen, wo sie herkamen, vertraute Namen, die von Orten kamen und zu Orten unterwegs waren, die ich kannte. Ich pinnte die Karte an die Wand über dem Bett, wenn ich schlafen ging, trug sie tagsüber mit mir in meinem College-Ordner herum und hatte das Gefühl, dass es ein Teil von zu Hause war, den ich immer bei mir haben konnte.

Ich war nicht so dumm zu glauben, dass dieses Gefühl an der Ha'penny Bridge nun genauso wiederkommen würde, denn ich sah die Brücke ja fast jede Woche. Inzwischen hatte ich ja Erfahrung mit der Suche nach dem richtigen Ort und wusste, dass es nicht unmittelbar passieren würde, aber ich hoffte, ich könnte dort stehen und mich wenigstens an dieses Gefühl erinnern, dieses Erlebnis. Es war dunkel, im Hintergrund leuchtete die Skyline, nur die Neubauten am Dock hatte es auf der alten Postkarte natürlich nicht gegeben. Aber die Lichter spiegelten sich im schwarzen Fluss, es waren also die richtigen Elemente vorhanden.

Nur eines stimmte nicht.

Nämlich der schwarzgekleidete Mann, der sich von außen an das Brückengeländer klammerte und in den kalten Fluss hinunterstarrte, der unter ihm tückisch dahinbrauste.

Eine kleine Menschenmenge hatte sich auf den Stufen des Aufgangs vom Wellington Quay gesammelt und starrte zu dem Mann auf der Brücke. Auch ich war schockiert und fragte mich, ob Roy Cleveland Sullivan sich wohl so gefühlt hatte, als der Blitz ihn das zweite Mal getroffen hatte ... *nicht schon wieder!*

Jemand hatte die Polizei verständigt, und man diskutierte, wie lange es wohl dauern würde, bis sie kam, und dass es vielleicht nicht rechtzeitig wäre. Alle überlegten, was sie am besten tun könnten. Unwillkürlich erschien Simon Conways Gesicht vor meinem inneren Auge, wie er mich angesehen hatte, bevor er abdrückte, wie sein Gesicht sich verändert hatte, kurz bevor er den Revolver wieder in die Hand nahm. Irgendetwas hatte diesen Moment ausgelöst, vielleicht etwas, was ich gesagt hatte? Ich konnte mich nicht mehr daran erinnern, was ich gesagt hatte; vielleicht war es meine Schuld gewesen. Ich dachte an die beiden kleinen Mädchen, die sich fragten, warum ihr Daddy nicht aufwachte wie immer. Dann sah ich zu dem Mann auf der Brücke und dachte an die zahllosen Leben, die von seinem Bedürfnis, seinen Schmerz zu beenden, seiner Unfähigkeit, einen anderen Ausweg zu sehen, in Mitleidenschaft gezogen wurden.

Auf einmal schoss ein Adrenalinstoß durch meinen Körper, und ich wusste, dass ich mich nicht anders entscheiden konnte. Ich hatte keine Wahl. Ich musste den Mann auf der Brücke retten.

Diesmal würde ich es anders angehen, ich hatte seit der Sache mit Simon Conway mehrere Bücher gelesen, um herauszufinden, was ich falsch gemacht hatte und wie ich ihn von seinem Vorhaben hätte abbringen konnte. Ich musste mich zunächst ausschließlich auf den Mann auf der Brücke konzentrieren und den Auflauf um mich herum ignorieren. Die drei Leute neben mir begannen sich zu streiten, was zu tun war, aber das würde niemandem helfen. Ich setzte einen Fuß auf die Treppe. Ich würde



es schaffen, redete ich mir zu, und ich fühlte mich selbstbewusst und als Herrin der Lage.

Der Wind war so kalt, dass er sich anfühlte wie ein Schlag ins Gesicht, der mir sagen wollte: »Wach auf! Mach dich bereit!« Von der Kälte taten mir die Ohren weh, meine Nase war ganz taub und fing an zu laufen. Es war Flut und das Wasser der Liffey schwarz, trübe, heimtückisch, abweisend. Ich löste mich aus der Menge, die gespannt hinter mir wartete, und versuchte zu vergessen, dass jedes Wort, das ich sagte, und jeder zittrige Atemzug vom Wind in die Ohren der umherstehenden Schaulustigen getragen werden konnte. Dann sah ich ihn genauer: Eine Gestalt in Schwarz stand auf der falschen Seite des Geländers, die Füße auf dem schmalen Sims über dem Wasser, mit den Händen an die Brüstung geklammert. Es war zu spät für einen Rückzieher.

»Hallo«, rief ich leise, denn ich wollte ja nicht, dass er vor Schreck losließ und ins Wasser stürzte. Obwohl ich mich anstrengen musste, den Wind zu übertönen, achtete ich darauf, ruhig und klar zu sprechen, ausgeglichen und sanft, denn ich hatte gelesen, dass man keinen scharfen Ton anschlagen und auf jeden Fall Blickkontakt halten sollte. »Bitte machen Sie sich keine Sorgen, ich werde Ihnen nicht zu nahe kommen.«

Der Mann drehte sich um, warf mir einen Blick zu und starrte dann sofort wieder hinunter ins schwarze Wasser. Es war offensichtlich, dass er mich kaum wahrgenommen hatte. Er war zu sehr in seine Gedanken vertieft, in die Grübeleien, die ihm durch den Kopf gingen.

»Ich heiße Christine«, sagte ich und kam langsam und mit kleinen Schritten näher. Weil ich sein Gesicht sehen wollte, hielt ich mich dicht am Rand der Brücke.

»Bleiben Sie, wo Sie sind!«, rief er. Die Panik in seiner Stimme war nicht zu überhören, und ich blieb stehen. Die Entfernung war mir recht, eine Armlänge. Wenn es sein musste, konnte ich ihn packen.

»Okay, okay, ich bleibe, wo ich bin.«

Wieder drehte er sich um, offenbar wollte er wissen, wie weit ich noch weg war.

»Konzentrieren Sie sich, ich möchte nicht, dass Sie fallen.«

»Fallen?« Mit einer raschen Bewegung blickte er zu mir hinauf, dann wieder nach unten und wieder zurück zu mir. Unsere Blicke trafen sich. Er war Mitte dreißig, mit kantigem Kinn, die Haare unter einer Wollmütze verborgen. Seine blauen Augen starrten mich an, aufgerissen und verängstigt, die Pupillen so groß, dass sie fast die ganze Iris ausfüllten. Einen Augenblick überlegte ich, ob er vielleicht Drogen genommen hatte oder betrunken war. »Ist das Ihr Ernst?«, fragte er. »Glauben Sie vielleicht, es macht mir was aus, wenn ich falle? Meinen Sie, ich bin zufällig hier?« Dann versuchte er, mich wieder auszublenden, und fixierte den Fluss.

»Wie heißen Sie?«

»Lassen Sie mich in Ruhe«, fauchte er und fügte dann etwas freundlicher hinzu: »Bitte.«

Sogar in dieser verzweifelten Lage war er höflich.

»Ich mache mir nur Sorgen. Ich sehe, dass es Ihnen nicht gut geht, und möchte Ihnen helfen.«

»Ich will aber mit niemandem reden. Und ich brauche Ihre Hilfe nicht.« Wieder tat er, als wäre ich nicht da, und konzentrierte sich ganz auf das schwarze Wasser. Ich beobachtete, wie seine Fingergelenke abwechselnd weiß und dann wieder röter wurden, während er das Gelände mal fester und mal weniger fest umklammerte. Jedes Mal, wenn er den Griff lockerte, begann mein Herz zu hämmern, und ich hatte Angst, er würde ganz loslassen. Ich hatte nicht viel Zeit.

»Ich würde gerne mit Ihnen reden.« Vorsichtig trat ich ein Stückchen näher.

»Bitte gehen Sie weg. Ich möchte allein sein. Ich wollte das alles nicht, ich wollte keine Szene, ich möchte es einfach nur tun. Allein. Ich möchte nur ... ich hab nicht erwartet, dass es so lange dauert.« Er schluckte.

»Schauen Sie, ohne meine ausdrückliche Zustimmung wird Ihnen niemand zu nahe kommen. Also gibt es keinen Grund zur Panik, wir haben keine Eile, Sie müssen nichts tun, ohne vorher gründlich darüber nachzudenken. Wir haben jede Menge Zeit. Alles, worum ich Sie bitte, ist, dass Sie mit mir reden.«

Er schwieg. Auch auf weitere sanfte Fragen erhielt ich keine Antwort. Ich war bereit, ihm zuzuhören, bereit, all die richtigen Dinge zu sagen, aber alle meine Fragen wurden mit eisernem Schweigen beantwortet. Wenigstens war er noch nicht gesprungen.

»Ich würde gern Ihren Namen erfahren«, sagte ich.

Keine Reaktion.

Ich stellte mir Simon Conways Gesicht vor, wie er mir in die Augen geschaut und den Abzug betätigt hatte. Eine Woge von Gefühlen überflutete mich, und auf einmal wollte ich nur noch weinen, einfach zusammenklappen und weinen. Ich konnte das nicht, ich war der Sache überhaupt nicht gewachsen. Panik stieg in mir auf. Gerade als ich aufgeben, zu den versammelten Zuschauern zurückkehren und ihnen sagen wollte, dass ich es nicht schaffte, dass ich nicht für ein weiteres Unglück verantwortlich sein wollte, begann der Mann zu sprechen.

»Adam.«

»Okay«, sagte ich, erleichtert, dass er Kontakt zu mir aufnahm. Ich rief mir einen Abschnitt in einem der Bücher in Erinnerung: dass ein Mensch, der einen Selbstmordversuch unternahm, daran erinnert werden musste, dass es Menschen gab, die an ihn dachten, die ihn liebten – ob er es in diesem Moment fühlte oder nicht. Aber ich hatte Angst, dass ich damit das Gegenteil erreichen würde. Was, wenn womöglich etwas mit diesen Menschen passiert war und er genau aus diesem Grund hier stand oder wenn er sowieso schon dachte, er sei eine Last für sie. Meine Gedanken rasten, während ich herauszufinden versuchte, was zu tun war, es gab so viele Regeln, und ich wollte doch nur helfen.

»Ich möchte Ihnen helfen, Adam«, sagte ich schließlich.

»Vollkommen sinnlos.«

»Ich möchte aber gerne hören, was Sie zu sagen haben«, beharrte ich und bemühte mich, positiv zu bleiben. Hör genau zu, sag nie: Tu das nicht, tu jenes nicht. Oder gar: Das kannst du nicht. In Gedanken ging ich alles durch, ich durfte nichts falsch machen. Jedes einzelne Wort musste stimmen.

»Sie wollen es mir doch sowieso bloß ausreden.«

»Geben Sie mir eine Chance. Vielleicht fühlt es sich im Augenblick so an, als gäbe es keine andere Möglichkeit, aber in Wirklichkeit gibt es eine Menge Lösungen. Ihr Kopf ist bestimmt total müde vom vielen Grübeln. Lassen Sie sich von der Brücke runterhelfen. Dann können wir uns die Alternativen anschauen, die Sie momentan nur so schwer erkennen können – aber sie sind da! Kommen Sie doch erst mal von dieser Brücke runter, ich helfe Ihnen.«

Er antwortete nicht, und dann sah er mich wieder an, mit diesem Blick – diesem Blick, den ich so gut kannte. Genauso hatte Simon Conway mich auch angeschaut. »Tut mir leid.« Seine Finger lockerten ihren Griff um die Eisenstangen, und sein Körper neigte sich nach vorn, weg vom Geländer.

»Adam!« Ich stürzte vor, schob meine Arme durch die Gitterstäbe, schlang sie fest um seinen Brustkorb und riss den Mann so heftig zurück, dass er gegen das Geländer schlug. Ich war so dicht an der Brüstung, dass sein Rücken an meine Vorderseite presste. Ich drückte mein Gesicht in seine Mütze, kniff die Augen zu und hielt ihn fest. Eigentlich hatte ich erwartet, dass er versuchen würde, sich loszureißen, und mich schon gefragt, wie ich es am besten anstellen könnte, ihn ihm Griff zu behalten. Ich wusste, dass er kräftiger war als ich und dass ich bei diesem Kräftemessen keine Chance hatte, lange die Oberhand zu behalten. Ich wartete, dass einer der Zuschauer herbeigeeilt käme, um zu übernehmen, hoffte, dass die Polizei irgendwo in der Nähe war, damit die Profis die Sache in die Hand nehmen konnten. Ich war

vollkommen überfordert, was hatte ich mir denn dabei gedacht? Mit geschlossenen Augen drückte ich mich an den Mann. Er roch nach Aftershave, ganz sauber, als hätte er gerade geduscht. Er roch nach Leben, er roch wie jemand, der irgendwohin unterwegs war, nicht wie jemand, der vorhatte, von einer Brücke zu springen. Er fühlte sich stark an, meine Arme reichten kaum um ihn herum, so breit war sein Brustkorb, aber ich hielt ihn fest und hatte nicht vor, ihn jemals wieder loszulassen.

»Was machen Sie denn da?«, keuchte er, und seine Brust hob und senkte sich heftig.

Zögernd öffnete ich die Augen und sah mich nach der Menschenmenge hinter mir um. Kein Blaulicht war zu sehen, niemand machte Anstalten, mich zu unterstützen. Meine Beine zitterten noch mehr, als wäre ich es, die in die schwarzen Tiefen der Liffey hinunterstarrte.

»Tun Sie es nicht«, flüsterte ich und begann zu weinen. »Bitte tun Sie es nicht.«

Er versuchte, sich zu mir umzudrehen, aber ich stand zu dicht hinter ihm, er konnte mein Gesicht nicht sehen.

»Was machen Sie denn ... weinen Sie etwa?«

»Ja«, schniefte ich. »Bitte tun Sie es nicht.«

»Meine Güte.« Wieder wollte er sich umdrehen und mich ansehen. Ich weinte immer heftiger, völlig unkontrolliert, meine Schultern zuckten, aber ich umklammerte weiterhin seinen Brustkorb und hielt ihn ganz fest.

»Was zum Teufel ...« Er wand sich in meinen Armen und schob langsam die Füße an der Brüstung entlang, bis er sich umdrehen und mir ins Gesicht sehen konnte.

Unsere Blicke trafen sich.

»Ist ... ist alles in Ordnung mit Ihnen?«, fragte er. Auf einmal klang seine Stimme ein bisschen sanfter, und es war, als käme er allmählich aus der Trance, in der er sich befunden hatte.

»Nein.« Ich wollte aufhören zu weinen, wollte mir die Nase putzen, aber ich hatte Angst, ihn loszulassen.

»Kenne ich Sie?«, fragte er verwirrt, studierte mein Gesicht und fragte sich offensichtlich, weshalb ich so versessen darauf war, ihn zu retten.

»Nein.« Ich schiefte wieder, hielt ihn noch fester und umarmte ihn, wie ich seit Jahren keinen Menschen mehr umarmt hatte – seit der Zeit, als meine Mutter mich im Arm gehalten hatte.

Er starrte mich an, als wäre ich verrückt, als wäre er der Vernünftige und ich die Durchgeknallte. So standen wir praktisch Nase an Nase, und er studierte mein Gesicht, als suche er wesentlich mehr, als er sehen konnte.

Der Bann brach, als irgendein Idiot, der am Ufer stand, plötzlich brüllte: »Jetzt spring endlich!« Mit neu erwachter Wut versuchte der junge Mann sich aus meinem Klammergriff zu befreien.

»Nehmen Sie endlich die Hände weg«, verlangte er und versuchte mich abzuschütteln.

»Nein.« Ich schüttelte den Kopf. »Hören Sie mir bitte zu«, sagte ich und bemühte mich um Fassung. »Da drin ist es ganz anders, als Sie es sich vorstellen«, erklärte ich, schaute nach unten ins Wasser und versuchte mir auszumalen, wie es sich wohl für ihn anfühlte, in die Finsternis hinabzustarren und sich zu wünschen, alles wäre zu Ende. Wie schlecht es ihm gehen musste – sonst würde er sich so etwas doch niemals wünschen. Wieder musterte er mich durchdringend. »Sie wollen nicht Ihr Leben beenden«, fuhr ich fort, »Sie wollen nur, dass der Schmerz aufhört, der Schmerz, den Sie jetzt fühlen, der Schmerz, mit dem Sie bestimmt jeden Morgen aufwachen und abends ins Bett gehen. Vielleicht versteht das niemand in Ihrer Umgebung, aber ich verstehe es, glauben Sie mir.« Ich sah, dass seine Augen sich mit Tränen gefüllt hatten; ich war zu ihm durchgedrungen. »Aber Sie wollen nicht die ganze Zeit, dass es zu Ende ist, richtig? Nur manchmal ist der Gedanke da, wahrscheinlich in letzter Zeit öfter als sonst. Vielleicht ist es für Sie fast zur Gewohnheit geworden, sich verschiedene Methoden auszudenken, wie Sie

allem ein Ende bereiten könnten. Aber es geht jedes Mal wieder vorbei, oder nicht?«

Er sah mich aufmerksam an.

»Es ist nur ein *Moment*. Jeder Moment geht vorüber. Wenn Sie abwarten, geht der Moment vorbei, und im nächsten wollen Sie Ihr Leben gar nicht mehr beenden. Wahrscheinlich denken Sie, es wäre allen egal, wenn Sie nicht mehr da sind, oder die anderen würden schon drüber wegkommen. Vielleicht glauben Sie sogar, die anderen wollten, dass Sie es tun. Das stimmt aber nicht. Niemand möchte, dass jemand anderes Selbstmord begeht. Vermutlich fühlt es sich an, als gäbe es keine andere Möglichkeit, aber es gibt welche, Sie können den Moment überstehen. Kommen Sie runter von der Brücke, dann reden wir darüber. Was immer geschehen ist, Sie werden es überstehen. Es ist nur ein Augenblick«, flüsterte ich, und die Tränen strömten mir über die Wangen.

Ich musterte ihn aus dem Augenwinkel. Er schluckte und senkte den Blick, dachte wahrscheinlich über das nach, was ich gesagt hatte, und wog seine Alternativen gegeneinander ab. Leben oder Sterben. Vorsichtig warf ich einen Blick zurück zu den Brückenaufgängen am Bachelor's Walk und am Wellington Quay. Immer noch keine Polizei, immer noch niemand, der bereit war, mir zu helfen. Inzwischen war ich eher froh darüber, denn ich hatte es geschafft, Kontakt mit diesem Mann aufzunehmen, ich wollte nicht, dass jemand ihn ablenkte, ihn in Panik versetzte, ihn wieder in Verzweiflung brachte. Ich überlegte, was ich als Nächstes sagen könnte, etwas, was die Zeit überbrückte, bis professionelle Hilfe kam. Irgendetwas Positives, das in ihm keine Wut auslöste. Aber ich musste gar nichts sagen, denn er kam mir zuvor.

»Ich habe einen Artikel über einen Mann gelesen, der letztes Jahr in den Fluss gesprungen ist. Er war betrunken und wollte eigentlich nur schwimmen gehen, aber dann ist er unter einen vorbeitreibenden Einkaufswagen geraten, und die Strömung

hat ihn ergriffen. Er kam nicht mehr raus«, sagte er, und seine Stimme war heiser.

»Und fanden Sie das gut?«

»Nein, überhaupt nicht. Aber danach ist es vorbei. Nachdem man das hinter sich gebracht hat, ist einfach Schluss.«

»Oder es ist der Anfang einer neuen Qual. Denn wenn Sie erst mal im Wasser sind, kriegen Sie Panik, ganz gleich, wie sehr Sie sich den Tod wünschen. Dann kämpfen Sie gegen das Ertrinken. Sie ringen nach Luft, Ihre Lungen füllen sich mit Wasser, denn auch wenn Sie nicht mehr leben wollen, ist Ihr Überlebensinstinkt intakt. Tief im Innern wollen Sie am Leben bleiben. Aber das Wasser dringt in Ihren Kehlkopf ein, und Sie gehorchen Ihrem Instinkt und schlucken es. Durch das Wasser in Ihren Lungen wird Ihr Körper schwerer, und wenn Sie es sich dann doch anders überlegen und weiterleben wollen, schaffen Sie es nicht mehr an die Oberfläche. Außerdem sind eine Menge Leute hier, die ins Wasser springen und versuchen werden, Sie zu retten. Und wissen Sie, was? Sie denken, dann ist sowieso alles zu spät, aber das stimmt nicht, denn das Herz wird weiter schlagen, auch wenn Sie nicht mehr bei Bewusstsein sind. Dann zieht man Sie aus dem Fluss, Sie bekommen Mund-zu-Mund-Beatmung, das Wasser wird ausgepumpt, Sie bekommen wieder Luft in die Lungen. Womöglich werden Sie gerettet.«

Er zitterte, und das nicht nur wegen der Kälte.

Auf einmal spürte ich, wie sein Körper in meinen Armen ganz schlaff wurde.

»Ich möchte doch nur, dass es aufhört«, sagte er, und seine Stimme zitterte. »Es tut so weh.«

»Was tut weh?«

»Speziell? Das Leben.« Er lachte matt. »Aufwachen ist der schlimmste Teil des Tages. Schon seit langem.«

»Warum unterhalten wir uns nicht anderswo darüber?«, sagte ich besorgt. Sein Körper wurde wieder starr. Vielleicht war es keine gute Idee, über seine Probleme zu reden, während er am



Rand einer Brücke hing. »Ich möchte alles hören, was Sie zu sagen haben, lassen Sie uns runtergehen.«

»Es ist einfach zu viel.« Er hatte die Augen geschlossen und sprach mehr zu sich selbst als zu mir. »Ich kann die Dinge nicht ändern. Es ist zu spät«, sagte er leise und neigte den Kopf nach hinten, so dass er an meiner Wange lag. Wir waren uns seltsam nah für zwei wildfremde Menschen.

»Es ist nie zu spät. Glauben Sie mir, Ihr Leben kann sich ändern. Dafür können Sie sorgen. Und ich kann Ihnen dabei helfen«, erwiderte ich, kaum lauter als ein Flüstern, denn ich hatte keinen Grund, lauter zu sprechen, sein Ohr war direkt an meinem Mund.

Er blickte mir in die Augen, und ich konnte nicht wegschauen, ich war wie gebannt. Er wirkte so verloren.

»Und was passiert, wenn es nicht funktioniert? Wenn sich nichts verändert?«

»Das wird es.«

»Aber wenn nicht?«

»Ich sage Ihnen doch, dass es passiert.« *Hol ihn von der Brücke, Christine!*

Er musterte mich, und sein Kiefer spannte sich an, während er nachdachte. »Und wenn nicht, dann tu ich es, das schwöre ich«, drohte er. »Nicht hier vielleicht, aber ich finde eine Möglichkeit. Denn wenn es so bleibt, wie es jetzt ist – das mache ich nicht mehr mit, auf gar keinen Fall.«

Ich wollte nicht, dass er sich mit dem befasste, was ihn hierhergeführt hatte – was immer es sein mochte. »Gut«, meinte ich zuversichtlich und selbstbewusst. »Wenn Ihr Leben sich nicht verändert, steht es Ihnen frei zu entscheiden, was Sie dann tun. Aber ich sage Ihnen, dass sich etwas verändern kann. Ich zeige es Ihnen. Sie und ich, wir werden das gemeinsam machen, und wir werden sehen, wie wunderbar das Leben sein kann. Das verspreche ich Ihnen.«

»Abgemacht«, antwortete er, und es war fast nur ein Flüstern.

Auf einmal bekam ich Angst. Eine Abmachung? Ich hatte nicht vorgehabt, mit ihm eine Abmachung zu treffen, aber das wollte ich jetzt wirklich nicht mit ihm durchdiskutieren. Ich war erschöpft. Ich wollte ihn nur von der Brücke holen, ich wollte ins Bett, mich unter der warmen Decke verkriechen, all das hinter mir haben.

»Sie müssen mich schon loslassen, damit ich übers Geländer klettern kann«, sagte er.

»Ich lasse Sie aber nicht los. Auf gar keinen Fall«, entgegnete ich fest.

Er lachte. Ein Halbblachen, ein ganz winziges. Aber immerhin ein Lachen. »Also wissen Sie, ich will zurück auf die Brücke, und jetzt behindern Sie mich.«

Ich blickte auf das Geländer und dann hinunter ins Wasser. Die Kletterei war gefährlich. »Ich rufe Hilfe«, sagte ich.

Zögernd nahm ich meine Hand von seiner Brust, denn ich traute ihm nicht ganz.

»Ich bin allein hier rübergeklettert, da kann ich auch allein wieder auf die Brücke zurück«, sagte er.

»Das gefällt mir nicht, ich möchte lieber Hilfe holen.« Aber er ignorierte mich, und ich sah ihm zu, wie er sich umzudrehen versuchte. Langsam bewegte er die rechte Hand zu einem Gitterstab ein Stück weiter weg und verschob die Füße. Mein Herz klopfte, während ich hilflos sein Manöver beobachtete. Am liebsten hätte ich jemanden von den Schaulustigen hergerufen, aber ich hatte Angst, dass er sich erschrecken und ins Wasser fallen würde, wenn ich meine Stimme hob. Auf einmal fühlte sich der Wind noch stärker an, die Luft kälter, und ich war mir der Gefahr, in der er nach unserer kurzen Atempause schwebte, noch bewusster. Nun richtete er den Körper nach rechts aus, drehte sich in der Taille und machte sich bereit, den linken Fuß über das Wasser zu schwingen. Er wandte sich zum Geländer, aber als er das Gewicht auf den rechten Fuß verlagerte, der sich auf der schmalen Kante drehte, rutschte er ihm von der Brücke.

Adam schaffte es gerade noch, mit der linken Hand das Geländer zu packen, und hing nun mit einem Arm an der Stange. Von den Gaffern war ein kollektives Luftschnappen zu hören. Sofort griff ich nach seiner rechten Hand, hielt sie fest und zog ihn mit aller Kraft nach oben. In diesem Moment war es die Furcht in seinen Augen, die mir am meisten Angst machte, aber dann gab genau dieser Blick mir auch Hoffnung, denn dieser Mann, der noch vor wenigen Augenblicken sein Leben hatte beenden wollen, kämpfte nun darum.

So zog ich ihn also hoch, und er klammerte sich mit geschlossenen Augen an die Gitterstäbe und holte tief Luft. Ich versuchte mich zu beruhigen. Im gleichen Augenblick kam Detective Maguire mit grimmigem Gesicht auf uns zugerannt.

»Er möchte auf die Brücke zurück«, erklärte ich schwach.

»Das sehe ich auch«, erwiderte Maguire, schob mich zur Seite, und ich musste wegschauen, während er Adam in Sicherheit brachte. Sobald er wohlbehalten auf der Brücke gelandet war, klappten wir beide zusammen und setzten uns hart mit dem Hintern auf den Boden – völlig am Ende.

Adam saß mit dem Rücken ans Geländer gelehnt, ich ihm gegenüber. Mir schwirrte der Kopf, ich vergrub ihn zwischen den Knien und atmete tief und langsam.

»Alles klar?«, fragte Adam, und es klang fast besorgt.

»Ja«, antwortete ich und schloss die Augen. »Danke«, fügte ich noch hinzu.

»Wofür?«

»Dass du nicht gesprungen bist.«

Er zog eine Grimasse, und man sah ihm deutlich an, wie erschöpft er war. »Immer gern zu Diensten. Anscheinend hat es für dich mehr bedeutet als für mich.«

»Ich bin jedenfalls sehr dankbar.« Ich lächelte ihn etwas zitterig an.

Er zog eine Augenbraue in die Höhe. »Tut mir leid, aber ich hab vorhin deinen Namen nicht verstanden.«

»Christine.«

»Adam.«

Er streckte mir die Hand hin. Ich beugte mich auf ihn zu, und als ich seine Hand nahm, hielt er sie ganz fest und sah mir in die Augen.

»Ich bin gespannt, wie du mich überzeugen willst, dass das eine gute Idee war, Christine. Mein Geburtstag wäre eine gute Deadline.«

*Deadline?* Ich erstarrte, meine Hand noch in seiner. Er hatte es ganz nett gesagt, aber es fühlte sich trotzdem an wie eine Warnung. Mir wurde ganz flau im Magen, und ich fühlte mich vor allem furchtbar dumm beim Gedanken an den Deal, auf den ich mich eingelassen hatte. Was hatte ich getan?

Obwohl ich am liebsten alles zurückgenommen hätte, nickte ich nervös. Adam schüttelte meine Hand, ein kurzer, fester Händedruck, mitten auf der Brücke, und dann ließ er mich los.